

Geist und Leben

Die Zeitschrift, die den Namen „Geist und Leben“ trägt, bekennt sich damit zu dem Herrn, der Wort und Antwort zugleich ist. Sie bejaht damit, dass Gott uns in ihm alles gesagt und gegeben hat, und dass es nunmehr darauf ankommt, das alles zu erschließen und weiterzugeben. Das engt nicht ein, das verbindet vielmehr mit allem, was durch das Wort geworden ist (vgl. Joh 1,3). Dabei ist stets im Blick und im Sinn zu behalten, was uns das Evangelium zu wissen gibt: das Wirken der Gnade Gottes, die uns geschenkte Verheißung und die jedem von uns zugedachte Berufung. Amen.

Paul-Werner Scheele, Würzburg

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Bettelarm und doch reich
Franziskus' Liebe zu den Armen

Am Kapuzinerkloster in Frankfurt am Main besteht seit zehn Jahren ein sog. Franziskustreff. Obdachlose können dort morgens frühstücken. Für Kleidung und ärztliche Versorgung werden sie weitervermittelt. Getragen wird die Initiative von freiwilligen Helfern und Spenden. Brüder der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz und Schwestern der Kongregation der Armen-Schwestern des hl. Franziskus (Schervier-Schwestern von Aachen) engagieren sich an diesem Ort mitten in der Stadt für die Armen. Der folgende Vortrag wurde dort am 19. November 2002 anlässlich der Feier „10 Jahre Franziskustreff“ gehalten.

Am Historischen Institut in Rom gehört es zu meinen Aufgaben, Bücher über Franziskus und seinen Orden zu besprechen. Es sind viele Bücher, die da jedes Jahr auf den Markt kommen. Franz von Assisi ist immer noch attraktiv und aktuell. Er hat ja auch viele Nachfolger und Nachfolgerinnen gefunden. Die Franziskaner einschließlich Minoriten und Kapuziner sind heute noch der stärkste Orden und die Franziskanerinnen die weitaus verbreitetsten unter den zahlreichen Schwesternkongregationen. Geschichtlich gibt es da also sehr viel Stoff, einen breiten Strom, der durch die Jahrhunderte fließt. Dieser Strom ist immer noch lebendig, weil seine Quelle so frisch ist, weil Franziskus immer noch inspiriert und heute noch lebt in seinen Schwestern und Brüdern. So kann man sich leicht vorstellen, dass weltweit viel publiziert wird über Franziskus und die Franziskaner, über Klara und die Klarissen, über die Franziskanerinnen und die vielen Laien, die mit Franziskus sympathisieren, kurz gesagt: über den Ersten, Zweiten und Dritten Orden des hl. Franziskus.

Bei der Lektüre ist mir neulich ein Ausdruck besonders aufgefallen. Da spricht doch eine Autorin tatsächlich vom „Überschuss der Armut“. Sie macht auf eine ein-

fache, aber oft vergessene Tatsache aufmerksam: Über die Armen des Mittelalters, die Leprosen, Aussätzigen, Geisteskranken, Bettler und Obdachlosen, wissen wir ganz wenig; sie haben kaum etwas hinterlassen, nichts aufgeschrieben, nichts gebaut. Nur indirekt, über Kirchenbücher und Stadtchroniken wissen wir über sie Bescheid. Ihr Elend wurde einzig durch die Werke der Barmherzigkeit gelindert, wie sie z. B. Hetty Krist 1997 am Eingang zum „Franziskustreff“ in Frankfurt dargestellt hat. Wir wissen, dass es die sozial Armen gab, aber ansonsten ist ihr Andenken in der Geschichte verschwunden. Ganz anders die freiwillig Armen! Von ihnen gibt Annette Kehnel im Unterschied zu den unfreiwillig Armen eine interessante Definition: *Der freiwillig Arme ist ein potentiell Reicher*. Sie arbeitet das Potential freiwillig Armer heraus und schreibt: „Die religiös motivierten Armen können geradezu stolz sein auf ihre reiche Hinterlassenschaft: Ihre Bauten sind Kulturdenkmäler, ihre Regeln verschriftlicht, ihre Kleidung wird noch heute getragen, ihre Lebensform zieht nach wie vor Menschen an“.¹ Die Autorin hat offensichtlich Recht, denn der Markt mit Klosterbrot, Klosterbräu, Klostermedizin... boomt. Die Nachfrage nach Urlaub im Kloster ist so stark, dass es schon gedruckte Klosterurlaubsführer gibt.² Auch unter den Wissenschaftlern ist man sich einig, dass die Orden viel zur Entwicklung Europas beigetragen haben: zu Ackerbau und Viehzucht, zur Veredelung von Wein und Bier, zu Architektur und Literatur, zur Medizin und Heilkunde, zur Musik und Malerei, zur Erziehung und Bildung, kurz: zur Kultur.³

Gewiss sollen wir nicht stolz sein auf das, was man heute als Klosterkultur schätzt; wir brauchen uns nicht der Werke zu rühmen, die aus franziskanischem Geist erwachsen sind, so etwa das Seraphische Liebeswerk, das sich um Waisen und gefährdete Jugendliche kümmerte und kümmert, die Bahnhofsmission und etliche andere Werke. Doch geht es sehr wohl darum, heute in einer Zeit offenkundiger Krise der Orden unseren geistigen Reichtum zu schätzen, unseren Mehrwert anzuerkennen und unseren Überschuss an Armut wahrzunehmen. Wenn wir freiwillig arm sind, kann uns eigentlich nichts fehlen. Da gibt es keinen Grund zu klagen.

Das Beispiel Franziskus

Erinnern wir uns diesbezüglich an Franziskus. Aus reichem Elternhaus stammend, vom Vater toll ausgestattet, von der Mutter auch im Französischen unterrichtet, steht ihm die Welt offen. Er kann Karriere machen, und zuerst will er das auch: Er möchte Ritter werden. Aber dann schmeckt ihm das äußere Gehabe fad, das Waffenge-

¹ A. Kehnel, *Der freiwillig Arme ist ein potentiell Reicher. Eine Unterscheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Armut*, in G. Melville – A. Kehnel (Hrsg.), *In proposito paupertatis. Studien zum Armutsverständnis bei den mittelalterlichen Bettelorden*. Münster 2001, 203–228, hier 211.

² H. Oschwald, *Der Klosterurlaubsführer*, Freiburg, ³2000; B. Kloos (Hrsg.), *Frauenklosterführer*. München 2001.

³ Vgl. P. Dinzelbacher – J. Lester Hoog (Hrsg.), *Kulturgeschichte der christlichen Orden*. Stuttgart 1997.

klirr tönt ihm schrill und das Geld stinkt ihm. Gott selber tritt ihm in den Weg und lässt ihn auf dem Kriegszug nach Apulien umkehren. Nun probiert er's anders: Auf einer Wallfahrt nach Rom wirft er großzügig seine Moneten auf das Petrusgrab; er tauscht mit einem Bettler seine Kleider, fühlt nach, wie es ist, wenn man den ganzen Tag schief oder überhaupt nicht angeschaut wird. Doch dieses Bettlerdasein ist nur ein Spiel, noch nicht ernst. Ernst wird es, als es wegen seiner Eskapaden zum Krach in der Familie kommt. Franziskus versteckt sich eine Zeit lang in einer Grotte bei San Damiano. Einem Freund, der ihn besucht, verrät er, dass er einen großen Schatz gefunden hat. Bald darauf verlangt der Vater einen öffentlichen Prozess; er will Recht haben. Der Sohn verzichtet auf sein Erbe, und zum Zeichen der totalen Trennung zieht er sich aus und legt dem Vater die Kleider vor die Füße. Dann zeigt er mit seiner Rechten zum Himmel und sagt. „Bis jetzt habe ich Pietro Bernadone meinen Vater genannt, ab jetzt will ich sagen: Vater unser im Himmel.“ Das Vaterunser – in der Schule gelernt, in der Kirche gebetet – wird ihm zur Lösung in seiner Lebenskrise. Es ist die Entdeckung des himmlischen Vaters, die ihn die Trennung vom irdischen bestehen lässt. Es ist dieses Vertrauen auf den guten Gott, der die Vögel des Himmels nährt und die Lilien des Feldes kleidet, das Franziskus nicht nur über Wasser hält, sondern auch über Wasser gehen lässt. Die vielen über ihn berichteten Wunder haben in diesem seinem Vertrauen auf Gott ihren Grund. Er erfährt in all seiner Gebrechlichkeit, in seinen vielen Krankheiten und im täglichen Mangel Gott als so gut und gütig, dass er von ihm immer wieder sagen kann: „Du bist das Gute, jegliches Gut, das höchste Gut, ... du bist all unser Reichtum zur Genüge“ (LobGott 3–4).⁴ Wer so beten kann, wer so das Gutsein Gottes erfährt, der ist nicht arm, der ist reich an Güte, und das merken die anderen. Wenn Franziskus sich tage-, ja wochenlang in Grotten und Höhlen zurückzieht, dann schöpft er aus der unerschöpflichen Quelle und nachher teilt er wieder aus. Seine Wanderpredigt durch die Städte Umbriens, sein Gang zum Sultan in Ägypten – was ist das anderes als ein Austeilen der guten Nachricht! Und wie schon zur Zeit Jesu sind die Armen die ersten, die auf ihn hören. Aber auch die Reichen werden stutzig, und so mancher schließt sich ihm an: der Rechtsanwalt Bernhard von Quintavalle, der Kanoniker Rufinus, der Bauer Ägidius, der immerhin einen Ochsen hat, den er verkaufen kann.

Diese Brüder geben her, was sie haben, weil sie einen größeren Schatz gefunden haben. In den Augen der Welt sind sie dumm, denn – und der Vorwurf wird ihnen in der Tat gemacht – sie hatten genug zum Leben und jetzt gehen sie betteln, leben also auf Kosten der anderen. Die Reaktion ist verständlich. Wo kämen wir hin, wenn alle so auf Familie und Haus verzichteten?! Aber die Gefahr besteht ja nicht. Der natürliche Trend ist ein anderer. Außerdem hat auch Franziskus vorgesehen, dass die Brüder in erster Linie von ihrer Hände Arbeit leben und nur dann betteln gehen sollen, wenn ihnen der Lohn vorenthalten wird. Denn wer arbeitet, darf auch essen. Und wer nicht arbeiten kann, darf ebenfalls „zum Tisch des Herrn seine Zuflucht

⁴ Die Schriften des hl. Franziskus werden mit den entsprechenden Abkürzungen zitiert nach L. Lehmann (Hrsg.), *Das Erbe eines Armen. Franziskus-Schriften* (Topos plus 464). Kevelaer, 2003; hier 50. Als jüngsten guten Versuch einer äußeren und inneren Biographie vgl. N. Kuster, *Franz von Assisi, Meister der Spiritualität* (Herder spektrum 5151). Freiburg 2002.

nehmen“, wie Franziskus sich ausdrückt, d.h. er darf mit der Solidarität der Anderen rechnen. Das tägliche Brot ist also eine Frage der Gerechtigkeit, auch heute noch! Eben darum konnte Franziskus nicht leiden, dass einer ärmer war als er. Mehrmals wird berichtet, wie er seinen Mantel weitergab, wie er das erbettelte Brot mit Anderen teilte, wie er sogar den Räubern eine köstliche Mahlzeit bringen ließ. Wenn er gar nichts besaß, was er geben konnte, so hatte er immer noch etwas: ein gutes Wort, einen Trost, Zeit und Aufmerksamkeit für jemanden. Das ist es doch, was oft wichtiger ist als Brot. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein...“

Franziskus war arm und klein; *Poverello* nennen ihn die Italiener liebevoll, und sie haben Recht. Er war aber in dieser Armut reich, weil er sie selbst gewählt hatte, weil er geradezu in sie verliebt war und sie als Braut heimführte. In seiner schäbigen Kutte, barfuß, mit knurrendem Magen... konnte er zuweilen einen Stock vom Weg auflesen, ihn auf die Schulter legen und mit einem weiteren Stock in der anderen Hand darüberstreichen, als ob er Geige spielte; dazu sang und tanzte er. Die Armut machte Franziskus nicht hart, verbittert und griesgrämig, sondern frei und fröhlich. Er selbst lebte, was er in das wunderbare Wort gefasst hat: „Wo Armut ist mit Fröhlichkeit, da ist nicht Habsucht noch Geiz“ (Erm 28,3). Mit Recht hat ihn darum Louis de Wohl einen „fröhlichen Bettler“ genannt. Das ist nicht oberflächlich zu verstehen, als wäre Franziskus ein verwöhnter Hippy, der alles leicht nimmt und den Härten des Lebens aus dem Weg geht. Wir wissen, er hat hart Buße getan, so gefastet und die Sinneslust abgetötet, dass er am Ende seines Lebens „Bruder Leib“ um Vergebung bat. Er hat sich überwunden und ist zu den Aussätzigen gegangen, um die er vorher einen großen Bogen gemacht hatte; er hat den Eiter aus ihren Wunden gewaschen, sie verbunden und umarmt, mit ihnen sogar aus einer Schüssel gegessen. Kann Solidarität noch tiefer gehen? Der Überwindung auf der einen Seite entspricht auf der anderen das Glücksgefühl: „Was mir zuvor bitter erschien, wurde mir in Süßigkeit des Leibes und der Seele verwandelt“, sagt Franziskus in seinem aufrüttelnden Testament (Test 3). Es war für ihn also eine ganzheitliche Erfahrung, die durch Mark und Bein ging. Was er vorher nicht fertig brachte, das tut er jetzt mit Freude.⁵ Er ist dabei ganz er selber, er hat den Eindruck, diese Barmherzigkeit erfüllt ihn, sie ist sein Reichtum, sein ein und alles. Diese Barmherzigkeit, dieses „ein Herz haben für die Armen“ ist etwas von Gott selbst. Der hat ihm Barmherzigkeit, die Umkehr geschenkt, und Franziskus gibt sie weiter. „Der Herr hat mich unter die Aussätzigen geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen“, sagt er im erwähnten Testament (Test 2). Gott führt – der Mensch gehorcht, Gott lockt – der Mensch lässt sich locken, das sind die Koordinaten bei Franziskus. Darin eingespannt, gewinnt seine Armut einen Überschuss,

so dass er geben kann, auch wenn er fast nichts hat,
teilen kann, auch wenn er es selber bräuchte,

⁵ Diesen Zusammenhang hat auch Olivier Messiaen in seiner großartigen Oper „S. François d'Assise“ (1975–83) erkannt, wenn er in seinem in acht Bildern gegliederten Werk auf „Die Laudes“ als drittes Bild „Franziskus küsst den Aussätzigen“ folgen lässt. Dieser heroische Akt ist ein wichtiger Punkt auf Franziskus' Weg der Reinigung und Heiligung. Vgl. Th. D. Schlee, *Olivier Messiaen – Musiker der Verkündigung*, in: *Stimmen der Zeit* 127 (2002) 723–742, hier 739.

singen kann, auch wenn ihn Schmerzen plagen,
 in der Schöpfung auf Gott durchblicken kann, auch wenn er fast blind ist,
 mit Muslimen verhandeln kann, auch wenn offiziell Krieg herrscht,
 ruhig antworten kann, auch wenn der Andere aggressiv ist,
 sterben kann, auch wenn noch viele Aufgaben unerledigt sind.
 Er kann getrost das Zeitliche segnen, weil er das Ewige erwartet.

Der weitere Horizont, den wir Himmel nennen, das gibt Franziskus das Glück auf Erden. In Gott verankert, ist er bettelarm und doch reich.

Diesen Überschuss an Armut, diesen potentiellen Reichtum haben die Leute gemerkt, das hat sie getroffen. Und da Franziskus nicht müde wurde zu sagen, dass ihm dieser Reichtum, diese Freude aus dem Evangelium und dessen Urheber Jesus kamen, wies er ständig von sich weg auf diesen Jesus. „Jesus trug er stets im Herzen, Jesus im Munde, Jesus in den Ohren, Jesus in den Augen, Jesus in den Händen, Jesus in seinen übrigen Gliedern“, sagt der erste Biograph von ihm (1 Celano 115). So wurde er zum glaubwürdigen Jünger Jesu, zum lebendigen Evangelium in seiner Zeit. Das hat gezündet und betroffen gemacht. Die Menschen Umbriens trafen in Franziskus die Barmherzigkeit Gottes, wie einst jene in Galiläa sie in Jesus erlebt hatten. Es war, als ginge Jesus von neuem über diese Erde.

Ein Treffpunkt, der Kreise zieht

Aus der eigenen Betroffenheit wird bald auch ein Treffen um Franziskus: ein Franziskustreff in engem Raum, in Rivortorto nämlich, in einem Eselstall, wo Franziskus die Namen der Brüder auf die Balken schreibt, damit jeder sein Plätzchen finde. Dann kommt der Bauer mit seinem Esel und treibt die Brüder hinaus. Sie bauen sich um die Portiunkulakapelle herum ein paar Hütten. So wird das Marienheiligtum der neue Franziskustreff und ist es bis heute: hier fanden die jährlichen Kapitel statt; hier starb dann auch Franziskus bei Sonnenuntergang am 3. Oktober 1226. Zu dieser Zeit waren die Brüder, die vom Treffpunkt Portiunkula ausgesandt worden waren, schon in fast ganz Europa und im Vorderen Orient verbreitet. In zahlreichen Städten hatten sie Niederlassungen gegründet: so in Augsburg, Regensburg, Würzburg, Mainz, Speyer und Worms; in einer zweiten Phase dann rheinaufwärts in Straßburg und Basel sowie rheinabwärts in Köln und der Mosel entlang bis Trier. Nach einem am 15. August 1224 in Würzburg gehaltenen Kapitel griffen die Brüder nach Nürnberg und Bamberg aus. Unter der Leitung des Italieners Jordan von Giano gingen neun Brüder nach Erfurt und gründeten von dort aus Niederlassungen in Eisenach, Gotha, Nordhausen und Mühlhausen.⁶ In die Messestadt Frankfurt kamen die Barfüßer um 1230.

⁶ Vgl. hierzu zuletzt K. Elm, *Über Ankunft und Wirken der ersten Franziskaner in Deutschland*, in: P.-J. Heinig (Hrsg.), *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. FS für Peter Moraw*. Berlin 2000, 389–412. Wir sind über die Anfänge in Deutschland so gut informiert dank der interessanten Chronik Jordans von Giano: deutsche Ausgabe von L. Hardick, *Nach Deutschland und England. Die Chroniken der Minderbrüder Jordan von Giano und Thomas von Eccleston*. Werl 1957, 39–113.

Hier errichteten sie mit Hilfe der Bürger ihr Paulskloster und die Paulskirche, die dann 1548 zur Hauptkirche der lutherischen Gemeinde wurde; in ihr wurde 300 Jahre später, 1848, das deutsche Parlament eröffnet. 1942 bombardiert und danach in klassizistischem Stil wiederaufgebaut, dient das Gebäude heute als Nationaldenkmal nicht mehr kirchlichen Zwecken, wohl aber nationalen Feiern und Ehrungen. Wer weiß heute noch, dass diese über Frankfurt hinaus bekannte Paulskirche, die für die deutsche Einheit und Demokratie steht, ursprünglich eine Barfüßerkirche war?⁷

Wie angedeutet, hatten die Minderen Brüder, die vom Volk bald Barfüßer genannt wurden, weil sie fast nie Schuhwerk trugen, also auch diesseits der Alpen, in Deutschland, Frankreich und England eine rasante Ausbreitung. Sie zeigten Unternehmungsgeist und missionarischen Eifer, denn sie richteten sich nicht gemütlich ein, sondern brachen immer wieder zu den Menschen auf. Sie wollten die Leute treffen auf dem Markt, auf dem Feld, in der Werkstatt, in Küche und Hospiz. So sind sie Tagelöhner, Gelegenheitsarbeiter, Katecheten und Prediger. Die Leute wollten aber auch wissen, wo die Brüder wohnen, und sobald diese über eigene Kirchen verfügten, strömten die Menschen zu ihnen: Sie wollten diese neue Art Mönche, diese Stadt- und Bettelmönche sehen, hören, bei ihnen beichten, ja sogar in deren Kirchen beerdigt werden. Auch in Frankfurt am Main war das Minoritenkloster Treffpunkt der Stadt. Der Rat tagte dort, und während der bekannten Handelsmessen beherbergte das Kloster auch illustre Gäste und stellte seinen Kreuzgang für Ausstellungen zur Verfügung. Was von Frankfurt gilt, darf man von den meisten städtischen Niederlassungen sagen: Die Minoritenklöster und Barfüßerkirchen waren fast immer ein Franziskustreff im dreifachen Sinn des Wortes.

Was ein Franziskustreff bedeuten kann

1. Die Leute wollten bei den Franziskanern den hl. Franziskus treffen; natürlich nicht den historischen, sondern den überhöhten, verklärten, den Wundertäter. In diesem Sinn hat dann Antonius von Padua dem hl. Franziskus bald den Rang abgelaufen, so dass heute Antonius nahezu in jeder Kirche steht, auch in Frankfurt. Immer brennen dort Kerzen, stehen dort Blumen, Leute aus aller Herren Länder berühren ihn, so dass sein rechtes Knie schon ganz abgewetzt ist. Er ist zum Sinnbild des Franziskaners geworden: Hauptsache braune Kutte, weißer Strick, Sandalen; so lieben ihn die Leute durch alle Jahrhunderte. Er ist Inbegriff einer besonderen Nähe zu Gott und zu den Menschen. Die zahlreichen Heiligen und Seligen bestätigen es: die heilig gesprochenen Franziskaner und Kapuziner waren Brüder des Volkes, Leutpriester und volkstümliche Laienbrüder, ob sie nun Antonius oder Ägidius heißen, Bernardin von Siena oder Johannes von Capestrano, der übrigens Ende Oktober 1454 auch in Frankfurt gepredigt hat, Felix von Cantalice in Rom oder Bru-

⁷ Vgl. R. Fischer (Hrsg.), *Von der Barfüßerkirche zur Paulskirche. Beiträge zur Frankfurter Stadt- und Kirchengeschichte*. Frankfurt 2000; M. Kloft, *Franziskanisches Ordensleben in Frankfurt*, in: *100 Jahre Kapuziner in Frankfurt am Main*. Frankfurt (Kapuzinerkloster) 2000, 10–17.

der Konrad von Parzham in Altötting, Leopold Mandic in Padua oder Pater Pio in San Giovanni Rotondo. In diesen so einfachen Gestalten leuchtete immer etwas vom Glanz Gottes, sie teilten aus vom Überschuss der Armut; sie gaben selbst dann noch etwas, wenn sie bettelten. Arm an Dingen waren sie reich an Tugenden.

2. In zweiter Hinsicht bedeutet „Franziskustreff“ natürlich einen Ort, wo man sich trifft. Das ist für Wohnungslose ohne Obdach ganz besonders wichtig. So sehr Franziskus sich sträubte, einen Ort als Eigentum anzunehmen, so gern hat er doch Portiunkula, Alverna und andere Orte als Leihgabe angenommen. Er wusste: der Mensch – obwohl Pilger und Fremdling auf Erden – braucht eine Bleibe zum Ausruhen, einen Ort zum Gespräch, eine Kirche zur Feier des Gottesdienstes. Wenn Gott schon unter den Menschen sein Zelt aufgeschlagen hat, wie könnten wir dann meinen, ohne Haus und Heim auszukommen? Einander Herberge sein, Gastfreundschaft anbieten gehört doch zum Wesen des Menschseins, gehört zur jüdisch-christlichen Tradition. Sehr treffend hat darum Paulus Terwite in der kleinen Festschrift⁸ den Franziskustreff als „klösterlichen Gastraum“ beschrieben: kein Warteraum wie am Bahnhof, sondern ein klösterlicher Raum, in dem Bruder Wendelin der Herbergsvater und Schwester Veronika die Mutter sind; sie erwarten die Gäste und betreuen sie mit ihren vielen Helferinnen und Helfern. Da ist ein Raum mit Atmosphäre, wo es nach Kaffee duftet und Brot. Wer kommt, muss sich nicht ausweisen und keinen Namen nennen, und doch kennt man sich bald, weil Vertrauen herrscht. So ist das Frühstück im Franziskustreff für viele Arme in Frankfurt der einzige Lichtblick am Tag, die Stunde, auf die sie sich freuen, die Begegnung, von der sie leben. Der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein...

3. Damit sind wir wieder bei dem Mehr, dem „Mehrwert“, von dem ich eingangs sprach. Dieses Mehr macht christliche Caritas aus, dieses Mehr, dieser Überschuss kennzeichnet auch den Franziskustreff. Sr. Veronika sagt in der Festschrift: hier gibt es „mehr als ein Frühstücksbrot“⁹. Die ehrenamtliche Mitarbeiterin Ivana Masgoglio bekennt von sich: im Franziskustreff arbeiten ist „mehr Ehre als Amt“¹⁰, d.h. sie tut die Arbeit gern, sie möchte den Gästen etwas Gutes tun. Und der Zivi Benedikt Berger hat zwischen Brotschneiden und Bodenwischen erkannt, dass er „ganz vielen Menschen den beschwerlichen Alltag etwas angenehmer macht“¹¹. Auch hier der Komparativ, das Mehr, für das sich zu leben lohnt. Wie er schreibt, hat er „in dieser Arbeit mit bedürftigen Menschen und in diesem etwas anderen Kloster ein Stück Heimat gefunden“¹². Heimat finden und einander Heimat schenken, ist das nicht der tiefste Sinn einer jeden Gemeinschaft, in der Familie wie im Kloster? Der Franziskustreff bietet ein Stück Heimat für solche, deren Leben sich auf der Straße abspielt, die Wind und Wetter ausgesetzt sind. Sie erinnern uns daran, dass auch wir unterwegs sind und hier keine bleibende Stätte haben. Manchmal meinen wir ja, un-

⁸ *Zehn Jahre Franziskustreff*. Hrsg. vom Kapuzinerkloster. Frankfurt 2002, 42 S., ill. (Das Heft ist zu beziehen bei Br. Wendelin Gerigk, Schärfengässchen 3, D-60311 Frankfurt).

⁹ *Zehn Jahre Franziskustreff*, 17.

¹⁰ Ebd. 16.

¹¹ Ebd. 21.

¹² Ebd.

sere gut eingerichtete Wohnung hält für ewig, unsere Sicherheiten bleiben für immer, hingegen sind wir doch, solange wir leben, nur Wanderer – einer ewigen Heimat zu.

Das Beispiel der hl. Elisabeth

Für die Feier des Jubiläums „10 Jahre Franziskustreff“ wurde der Tag der hl. Elisabeth gewählt, Patronin der Caritas und des franziskanischen Dritten Ordens. Für uns Heutige ist es kaum noch nachvollziehbar, welche Ausstrahlung diese 1207 geborene und schon 1231 verstorbene Fürstin und Dienerin im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein besaß. Statt einem Aufstieg gleicht das Leben dieser Königstochter einer Talfahrt: Sie tritt aus dem feudalen Stand aus, nicht etwa, um in ein Kloster einzutreten – das wäre standesgemäß –, sondern um ganz tief hinabzusteigen zu den Armen und Kranken. Was in ihren Möglichkeiten steht, tut sie für die Hilflosen, nicht von oben herab, sondern neben ihnen und mit ihnen, indem sie sie wäscht, pflegt und beherbergt. Elisabeth wurde zur populärsten Verkörperung mittelalterlicher Caritas, so wie Franziskus zum populärsten Vertreter einer Naturmystik wurde.

Franziskus und Elisabeth – beide waren von Haus aus reich, wählten aber von sich aus um Christi willen die Karriere nach unten; sie wurden bettelarm, arm an Dingen, aber reich an Leben und an Tugenden. Vom Überschuss ihrer Armut zehren wir heute noch.

In dieser großen Tradition stehen sowohl die vielen anonymen Wohltäterinnen und Spender, welche die Sozialeinrichtungen in Frankfurt unterstützen, wie auch die Einrichtungen selbst: die Caritas, die Elisabeth-Straßenambulanz, der Franziskustreff. Sie alle dürfen wissen: im Geist christlicher Nächstenliebe helfen sie mit, dass die in unserer Verfassung garantierte Menschenwürde kein bloßes Wort bleibt. Sie helfen mit, der Wirtschaftsmetropole Frankfurt ein menschliches Antlitz zu geben. Sie helfen mit, ein gemeinsames Haus Europa zu bauen, in dem jeder und jede Heimatrecht hat. Mögen Franz von Assisi und Elisabeth von Thüringen uns hierzu auch weiterhin inspirieren.

Leonhard Lehmann, Rom